

So wüst und schön sah ich noch keinen Tag

Bearbeitet von
Birgitt Kollmann, Elizabeth LaBan

1. Auflage 2016. Buch. 288 S. Hardcover

ISBN 978 3 446 25082 6

Format (B x L): 14,7 x 21,9 cm

Gewicht: 470 g

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe aus:

Elizabeth LaBan

So wüst und schön sah ich noch keinen Tag



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2014

HANSER

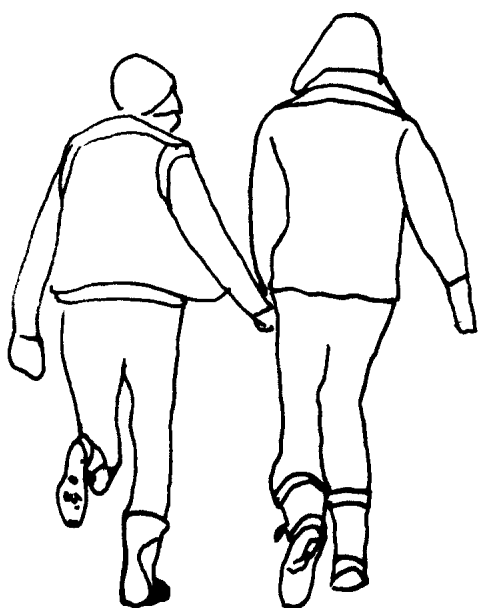
Elizabeth LaBan
So wüst und schön
sah ich noch keinen Tag

Wir bitten die Sperrfrist
1. Februar 2016 zu beachten.

Elizabeth LaBan

SO WÜST UND SCHÖN SAH ICH NOCH KEINEN TAG

Aus dem Englischen
von Birgitt Kollmann



Carl Hanser Verlag

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
The Tragedy Paper bei Alfred A. Knopf, New York.
Published by arrangement with Random House Children's Books,
a division of Random House LLC.

I 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-446-25082-6

© Elizabeth LaBan 2013

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© Carl Hanser Verlag München 2016

Satz im Verlag, Stefanie Staat

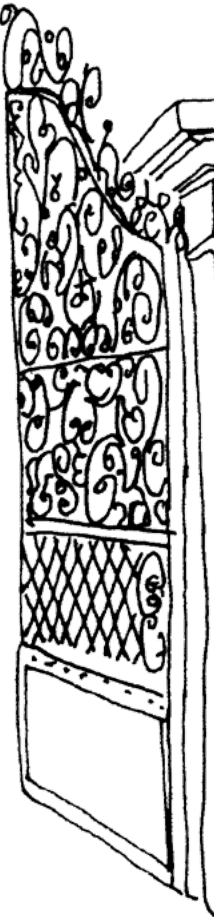
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwor-
tungsvollen Quellen
FSC® C014889

Für Alice und Arthur



1 DUNCAN

Tritt ein, um Freundschaft zu schenken und zu finden

Als Duncan unter dem steinernen Torbogen hindurchging, der zu den Zimmern der ältesten Schüler führte, beschäftigten ihn zwei Dinge: welcher »Schatz« wohl für ihn hinterlegt worden war und sein Aufsatz zum Thema Tragödie. Das heißt, eigentlich war da noch etwas, was ihn beunruhigte – die Frage, welches Zimmer er bekommen würde.

Wenn die Sache mit dem Aufsatz nicht wäre, versuchte er sich einzureden, wäre sein Glück fast vollkommen. Fast. Doch der Gedanke an diesen Aufsatz – die traditionelle Jahresarbeit der Abgänger der Irving School – raubte ihm mindestens dreißig Prozent seines Glücksgefühls, was gerade an einem so wichtigen Tag ein Jammer war. Er wusste, er würde einen Großteil der kommenden neun Monate mit dem Versuch verbringen, den Begriff der Tragödie in der Literatur zu definieren, etwa unter dem Aspekt: Was macht Shakespeares *König Lear* zur Tragödie? Aber wen interessierte das schon? Was eine Tragödie war, das wusste er auch so – wenn etwas Schlimmes passierte. Und schlimme Dinge passierten andauernd. Doch der Englischlehrer des Abschlussjahrgangs, Mr. Simon, der zufällig in diesem Jahr auch noch der Betreuer seines Wohnbereichs war, liebte das Thema. Sehr sogar, und er liebte es, mit Wörtern wie *Tragweite* oder *Hybris* um sich zu werfen. Duncan hatte viel lieber mit Zahlen als mit Wörtern zu tun, und immerhin hatte er

von einzelnen Irving-Absolventen gehört, die ohne allzu großen Einsatz klargekommen waren. Vielleicht reichte es ja, wenn er ein C für seinen Aufsatz bekam. Jedenfalls würde er sich davon nicht sein letztes Schuljahr verderben lassen. Nicht nach seinen Fehlern vom letzten Jahr.

Andererseits würde der Aufsatz ihn vielleicht ablenken, und das wäre auf jeden Fall besser, als ständig über die Vergangenheit zu grübeln.

Duncan zwang sich, zügig unter dem Torbogen hindurchzugehen, aber der Drang, stehen zu bleiben und die in den Stein gemeißelten Worte zu lesen, war groß. Dabei ging er seit drei Jahren auf diese Schule und wusste genau, was da stand. Es würde ziemlich albern aussehen, wenn er auf einmal stehen blieb und las, was dort stand. Also sagte er sich den Gruß unhörbar selbst vor: »Tritt ein, um Freundschaft zu schenken und zu finden.« So viele Male war er unter dieser Aufforderung hergegangen; jeder Weg zur Mensa oder ins Büro des Schulleiters führte ihn hier vorbei. Bisher hatte er nicht groß darauf geachtet, doch dieses Mal hoffte er, dass tatsächlich etwas daran war und er hier wahre Freunde hatte – was immer das genau bedeutete. Nach allem, was er durchgemacht hatte, brauchte er ihre Unterstützung mehr denn je.

Die Schüler des letzten Jahrgangs lebten in einem Haus direkt an dem schönen Innenhof, um den die wichtigsten Gebäude der Schule angeordnet waren. Duncan hatte drei Jahre lang ein gemeinsames Zimmer mit Tad bewohnt, doch in diesem Trakt hatte man die üblichen, größeren Räume geteilt, damit jeder *Senior* ein eigenes Zimmer hatte. Zum allerersten Mal, seit er hier zur Schule ging, würde er nicht mit einem anderen Jungen zusammenwohnen. Natürlich waren die Zimmer winzig, aber Duncan hätte mit Freuden eine Besenkammer bezogen, nur um allein und noch dazu direkt am Innenhof zu sein.

Er betrat sein Gebäude und nahm die vertrauten Gerüche wahr – den Essensgeruch, der aus der Mensa drang, aber auch das, was auf ihn wie der Geruch von Papier, Tinte und grübelnden Gehirnen wirkte. Auf dem Weg zur Treppe stockte er kurz, denn er wusste, gleich würde er die – gute oder schlechte – Antwort auf die Frage erhalten, über die er den ganzen Sommer voller Hoffnung nachgedacht hatte: welches Zimmer er bekommen würde. Er wusste genau, was ihn am glücklichsten machen würde: ein Zimmer mit Blick auf den Innenhof, in der Mitte des Flurs und im allerbesten Fall gleich neben Tad.

Er spürte eine Hand auf der Schulter und fuhr erschrocken herum.

»Na los, Mann, worauf wartest du noch?«, fragte Tad mit einem breiten Grinsen im Gesicht.

Duncan beugte sich vor, um ihm die Hand zu schütteln, doch Tad zog seine im letzten Moment zurück und startete einen Wettlauf die Treppe hinauf, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. Duncan rannte schon los, doch dann blieb er noch einmal stehen. Es war so weit, und fast wollte er es lieber nicht wissen. Die Einzigen, die erfuhren, welcher neue Senior welches Zimmer beziehen würde, waren die letztjährigen Seniors, und die wurden buchstäblich darauf eingeschworen, nichts zu verraten – sie leisteten einen Eid, und wer ihn brach, bekam einen Punktabzug in der Gesamtnote, und auch die Colleges wurden darüber informiert. Am letzten Schultag hinterließ jeder nicht nur den Namen seines Zimmernachfolgers an der Tür, sondern auch einen »Schatz«, den der Schüler zu Beginn des neuen Schuljahres in seinem Zimmer finden sollte. Danach wurde der Zugang zu den Räumen versiegelt bis zum kommenden August. Schon so mancher neue Senior hatte versucht, sich hinaufzuschleichen, manche hatten sogar versucht, die Putzkolonne zu bestechen, die eine Woche vor Ankunft der

Schüler Staub und Mief aus den Räumen vertrieb. Soweit Duncan wusste, hatte noch nie jemand Erfolg gehabt.

Und der Schatz, der ihn erwartete, konnte alles Mögliche sein.

»He, Dunc«, brüllte Tad von oben, »wenn du jetzt nicht kommst, klaue ich deinen Schatz!«

Duncan hätte gern gefragt, welches sein Zimmer sei, doch er brachte die Worte einfach nicht hervor. Was war bloß los mit ihm? So weltbewegend war es nun auch wieder nicht. In welchem Zimmer er von jetzt an wohnen würde oder was sein Vorgänger für ihn hinterlassen hatte – welchen Unterschied machte das schon für sein Leben? Doch es wäre schon toll, wenn er beim Abendessen eine richtig gute Geschichte zu erzählen hätte. Wenigstens käme damit die Unterhaltung von dem gefürchteten Thema weg, über das vermutlich alle reden wollten.

Das Spektrum der Schätze der vergangenen Jahre reichte von einer fast drei Monate alten verschimmelten Pizza bis zu einem Scheck über 500 Dollar. Gerüchteweise hieß es, irgendwelche Glückspilze hätten Eintrittskarten für ein Spiel der Yankees bekommen, eine Aktie eines großen Konzerns oder einen Gutschein für ein Essen in einem der angesagtesten Restaurants im Westchester County. Und einmal, so erzählte man sich, sollte sogar mal jemand einen Bulldoggenwelpen bekommen haben. (Die Bulldogge war das Maskottchen der Schule.) Anscheinend wollte die Schulverwaltung zunächst einen neuen Besitzer für den Hund finden, doch am Ende durfte er bleiben und bekam den Namen Irving. Angeblich gab es ein Foto von ihm in der Bibliothek, doch wann immer Duncan eine Lehrkraft fragte, ob an der Sache etwas dran sei, bekam er keine Antwort. Doch daneben gab es auch viele Geschichten über richtig lahme Schätze: Tüten mit M&Ms oder wahllos herausgegriffene Bücher.

Langsam ging Duncan die Treppe hinauf. Mitschüler klopften

ihm im Vorbeirennen auf die Schulter. Dieser Treppenaufgang wurde sowohl von den Mädchen als auch von den Jungen benutzt, doch oben bogen die Mädchen dann in ihren eigenen langen Flur ab. Die Zimmer dort gingen auf das waldige Gelände hinter der Schule hinaus. Duncan hörte ein Mädchen laut quieken, in ihrem Zimmer sei ein Kaninchen! Konnte das wahr sein? Dann musste jemand es tatsächlich an der Putzkolonne vorbeigeschafft haben, um es im letzten Moment hereinzuschmuggeln, so wie auch den mysteriösen Bulldoggenwelpen. Duncan hoffte bloß, dass er kein Tier bekam. Das wäre wirklich das Allerletzte!

Fast war er oben. Wenn er jetzt aufschaute, könnte er schon sehen, welche Türen noch geschlossen waren. Dann könnte er schon mal anfangen zu raten, welches seine wäre. Doch der Flur war lang, und in diesem Teil standen die meisten Türen schon offen, was bedeutete, dass die neuen Bewohner ihre Zimmer bereits gefunden hatten. Am anderen Ende des Flurs waren noch einige geschlossen – an manchen klebten große Bögen Tonpapier, an anderen aus farbigem Papier ausgeschnittene Buchstaben, die den Namen des neuen Bewohners ergaben. Seinen eigenen Namen konnte er auf den ersten Blick nicht erkennen. Als er schon den halben Flur hinter sich gebracht hatte, verließ ihn langsam der Mut. Gerade da stürmte Tad aus einer Tür.

»Ich hab Hopkins' altes Zimmer gekriegt«, sagte er. »Und stell dir vor, was er mir dagelassen hat.«

»Na?«, fragte Duncan, aber im Grunde war es ihm egal. Er wollte nur aus dieser trüben Stimmung heraus. Tad benahm sich völlig normal, vielleicht dachte wirklich niemand mehr an das, was im letzten Schuljahr passiert war. Welches Zimmer er hatte und welchen Schatz er da vorfand – nach ein, zwei Tagen wäre das alles kein Thema mehr. Nur über die ganz besonderen Schätze wurde länger geredet. Und was sein Zimmer anging, würde er sich an alles

gewöhnen. Im Grunde gab es nur ein einziges, das niemand wollte. »Komm rein«, sagte Tad und riss Duncan damit aus seinen Gedanken.

Widerstrebend trat Duncan ein und sah sich um. Der Raum war gar nicht so klein, wie er erwartet hatte. Eigentlich sogar recht geräumig. Ein schmales Bett, ein winziger Schreibtisch (dabei arbeitete sowieso nie jemand in seinem Zimmer, alle gingen in den Freiarbeitsraum) und ein Schrank, den Tad jetzt mit großer Geste aufzog. Ganz hinten in einem der Fächer stand eine Flasche mit einer großen goldenen Schleife. Sah nach Alkohol aus. Tad holte sie hervor.

»Bourbon«, sagte er stolz. »Sogar ein richtig guter. *Spezialabfüllung* steht drauf. Zwanzig Jahre alt!«

»Wow«, sagte Duncan.

»Willst du einen Schluck?«

»Jetzt nicht. Erst mal will ich mein Zimmer finden.« Dann schob er schnell hinterher: »Vielleicht später.«

»Wie, du warst immer noch nicht in deinem Zimmer?«, fragte Tad ungläubig. »Dann mal los, Mann!«

Duncan trat wieder auf den Flur. Überall waren jetzt Schüler unterwegs, liefen von Zimmer zu Zimmer, warfen einander Bälle zu, ließen laute Musik laufen. Morgen schon würde es hier ganz still sein, doch heute war so gut wie alles erlaubt, bis auf den Bourbon vermutlich. Dieses Mal ging er gleich bis ans Ende des Flurs durch. Er wusste jetzt, was ihm die ganze Zeit auf der Seele gelegen hatte: Er hatte so ein Gefühl gehabt, als würde er das Eckzimmer bekommen, das keiner wollte. Und genauso war es. Auf einem Stück liniertem Papier stand in krakeliger Schrift sein Name. Er öffnete die Tür und wusste sofort wieder, wieso niemand hier wohnen wollte – in das Zimmer gelangte kaum Licht. Es hatte ein sehr kleines rundes Fenster, das nur cool aussah, wenn man vom Hof

aus hochschaute. Außerdem war das Zimmer viel kleiner als Tads. Duncan ließ sich auf das noch unbezogene Bett fallen. In einer Ecke standen seine Sachen; sie waren vorausgeschickt und schon hochgebracht worden. Vor lauter Enttäuschung vergaß er fast, nach dem Schatz zu suchen, und als er ihn dann entdeckte, fühlte er sich noch schlechter, soweit das überhaupt möglich war. Auf dem kleinen Schreibtisch lag ein Stapel CDs. Na toll. Musik – das war ja fast noch blöder als die verschimmelte Pizza! Nicht mal originell. Und außerdem – wer hörte denn heute noch CDs? Duncan wusste, wer im letzten Semester hier gewohnt hatte: Tim, der Albino. Unfassbar, wie viel Pech er hatte.

Er langte zum Schreibtisch hinüber – das Zimmer war so klein, dass man so gut wie überall drankam, ohne aufzustehen oder sich zu recken. Die CDs waren ordentlich aufeinandergestapelt, zusammen mit einem gefalteten Blatt Papier. Er faltete es langsam auseinander. Der Brief war getippt, doch war er in derselben krakeligen Handschrift unterschrieben, in der Duncans Name an der Tür stand.

*Lieber Duncan,
ich ahne, was du jetzt denkst. Klar, vermutlich geht dir gerade
eine ganze Menge durch den Kopf, aber vor allem wohl eins:
dass dieses Zimmer echt beschissen ist. Stimmt nicht!
Nur in diesem Zimmer gibt es ein Geheimfach im Schrank,
wo du alles verstecken kannst: Wenn du gleichmäßig gegen das
dritte Bord drückst, bewegt es sich zur Seite. Außerdem kann
man von außen kaum zu deinem Fenster hineinsehen, und es
fällt auch praktisch kein Licht unter deiner Tür in den Flur
durch. Du kannst also ohne großes Risiko länger Licht brennen
lassen als alle anderen. Und: Mr. Simon wird dir manchmal
Leckereien bringen, weil er wegen des Zimmers Mitleid mit
dir hat.*

Nach dieser langen Vorrede muss ich aber doch einräumen, dass für mich die Zeit in diesem Zimmer wirklich beschissen war. Wieso, das weißt du vermutlich, aber ich will es dir trotzdem erklären. Als ich hörte, dass du hier einziehst, konnte ich es einfach nicht glauben, ehrlich. Vielleicht ahnst du ja schon, was ich sagen will, aber ich sag's trotzdem noch mal. Es ist wichtig, dass du weißt, warum und genau wie alles passiert ist. Irgendjemand muss es wissen – irgendwem könnten die Informationen nützen, damit er nicht dieselben Fehler wie ich macht. Vielleicht. Ich weiß es nicht. Hör dir meine Geschichte an. Du denkst vielleicht, dass CDs ein blödes Geschenk sind, aber wenn ich deine momentanen Gefühle richtig einschätze und wenn ich daran denke, wie ich mich letztes Jahr in der Mensa dir gegenüber verhalten habe, dann hoffe ich einfach, dass du die CDs zu schätzen weißt. Du kannst sie problemlos auf deinem Laptop abspielen.

Ich weiß nicht, wie gut du Vanessa eigentlich kanntest, aber sie ist der einzige Mensch auf der Welt, der eine Kopie dieser CDs besitzt. Ob sie sie angehört hat oder es noch vorhat, kann ich nicht wissen, ich hoffe es. Oder auch nicht. Aber lass mich noch eins sagen, etwas Wichtiges, womit du garantiert nicht rechnest: Was du hören wirst – die Worte, die Musik, mein Absturz sowie deine angenommene oder tatsächliche Rolle darin –, wird dir mehr nutzen, als du dir vorstellen kannst. Im Grunde hinterlasse ich dir das beste Geschenk, den besten Schatz, den du dir nur wünschen kannst. Es enthält alle Zutaten zu deinem Tragödienaufsatz.

Es grüßt dich

Tim

Duncan hörte die Schritte und Stimmen der anderen im Flur. Er wäre gern da draußen bei ihnen gewesen, doch er war auch neugierig, das musste er zugeben, und wenn er ehrlich war, auch etwas ängstlich. Er nahm seinen Laptop aus der Tasche, legte ihn auf den Schreibtisch und schob die erste CD ein. Dann setzte er die Kopfhörer auf und drückte auf *Play*.

2 TIM

... Zeit zum Aufbruch

Zuerst einmal danke, dass du dich entschieden hast, mir zuzuhören. So oft habe ich an unsere letzte Begegnung gedacht und mir so sehr gewünscht, ich hätte damals anders reagiert. Am Ende hätte sich dadurch zwar an fast allem, was passiert ist, nicht viel geändert – das war sowieso schon gelaufen. Aber für dich hätte sich vielleicht etwas geändert, vorausgesetzt, irgendetwas von alldem hatte überhaupt eine Wirkung auf dich. Dass es so war, kann ich nur vermuten.

Ich stelle mir vor, wie du an meinem, jetzt deinem Schreibtisch sitzt und mit den CD-Hüllen spielst, und der Gedanke, dass du da bist und meiner Geschichte zuhörst, ist tröstlich. Ehrlich gesagt sogar mein einziger Trost, außer dem Nachdenken über einen Weg, wie ich die Zeit zurückdrehen und noch mal von vorn beginnen könnte – was natürlich unmöglich ist. Hier kommt also mein Versuch, das Ganze zu verstehen. Ich will versuchen, alles so genau wie möglich zu schildern, aber zunächst einmal musst du die Hintergründe kennen, auch die sind wichtig. Die Gespräche, die du hier hören wirst, sind ziemlich nah an der Wirklichkeit dran, doch eins ist sicher: Ich erinnere mich an jedes Wort, das Vanessa je zu mir gesagt hat, und an jedes Wort, das ich je zu ihr gesagt habe.

Ich habe lange darüber nachgedacht, wo ich meine Geschichte

beginnen lassen soll. Inzwischen begreife ich, dass in vieler Hinsicht dort, wo dies beginnt, so vieles andere endete.

Am Tag meines Umzugs nach Irving war ich der Letzte, der unser Haus verließ, und zwar nicht nur für diesen Tag, sondern für immer. Meine Eltern – und damit meine ich meine Mutter und meinen noch relativ neuen Stiefvater; mein richtiger Vater war gestorben, als ich noch ein Baby war – waren schon nach New York umgezogen. Das heißt, ihre Sachen waren dahin befördert worden, sie selbst waren für ein halbes Jahr in Italien, wo sie einen Ableger ihres Reiseunternehmens starten wollten. Deshalb schlief ich die letzten beiden Nächte allein im Haus. Es machte mir wirklich nichts aus, ich bin gern allein. Ich hatte meinen Laptop und mein Mikro und war damit beschäftigt, die verschiedenen Geräusche unseres Hauses aufzunehmen, schließlich würde ich sie genau so nie mehr hören. Nachts brannte ich sie auf CDs, die ich mitnehmen konnte. Ich schlief in meinem Schlafsack auf dem Boden meines Zimmers. Irgendwann war es dann Zeit zum Aufbruch. Als ich die Tür hinter mir schloss und zum Taxi ging, habe ich versucht, mich nicht noch einmal umzudrehen, aber ich geb's zu – einmal hab ich's gemacht.

Der Taxifahrer war nicht sehr gesprächig, also habe ich während der ganzen Zeit die schweren grauen Wolken am Himmel betrachtet. Es gefiel mir, zum Flughafen unterwegs zu sein. Ich war erleichtert, das Haus hinter mir zu lassen, und außerdem war ich schon immer lieber in kleinen, geschlossenen Räumen als in aller Öffentlichkeit. Jetzt musste ich es nur noch durch den Flughafen zum Flieger schaffen, dann würde ich mich gleich wieder an meinem Platz einigeln.

Dieses Einigeln war wohl der Versuch, mich möglichst unsichtbar zu machen. Wie du weißt, bin ich kaum zu übersehen, und Leute, die mich zum ersten Mal sehen, starren mich erst einmal an,

jedenfalls fast alle. Im Laufe der Jahre habe ich alles Mögliche ausprobiert, um endlich nicht mehr aufzufallen, aber mit Make-up sah ich aus wie ein Möchtegern-Goth, mit schwarz gefärbten Haaren und Augenbrauen wie ein Vampir. Meine Mutter fand das alles schrecklich, und als ich etwa fünfzehn war, hasste ich es auch. Danach ließ ich alle weiteren Versuche sein.

Was hast du denn gedacht, als du mich zum ersten Mal gesehen hast? Hattest du schon öfter Albinos gesehen? Bist du sofort zurück in dein Zimmer gerannt, um nachzuschlagen, was ich wohl habe und ob das ansteckend ist? Zumindest stelle ich mir vor, dass die meisten Leute so reagieren. Falls es bei dir anders war, kann ich dir gern helfen: Ansteckend ist Albinismus nicht, es bedeutet nur, dass meine Haut und meine Haare keine Pigmente haben, weswegen meine Haare so schockierend weiß sind und meine Haut noch weißer. Manchmal komme ich mir so vor, als wäre permanent ein Scheinwerfer auf mich gerichtet, wenn ich unter Menschen gehe – so ausgeblichen muss ich wohl aussehen. Selbst an einem Flughafen, wo sich Tausende von Leuten drängen, kann man mich unmöglich verfehlen.

Die Fahrt zum Flughafen verging viel zu schnell. Der Taxifahrer fragte mich nach meiner Fluggesellschaft, und als er kurz darauf anhielt, rührte ich mich erst einmal nicht. Ehrlich gesagt, wünschte ich mir in dem Moment, meine Mutter wäre da. Einerseits taten wir alle so, als wäre ich schon so erwachsen und so normal, und ich selbst gab das meiner Mutter und Sid gegenüber ja auch immer zu verstehen; andererseits sollte ich das halbe Land überqueren, um auf eine Schule zu gehen, die ich nicht kannte. Vielleicht hätte ich meine Geschichte hier beginnen sollen, damit du weißt, wieso ich überhaupt nach Irving kam.

Meine Mutter hatte Sid vor drei Jahren kennengelernt, und ich kann nur sagen, ich wünschte, sie hätte ihn früher getroffen. Bis da-

hin ging es uns auch nicht schlecht, aber irgendetwas fehlte immer. Als mein Vater starb, war ich sieben Monate alt, ich habe also keinerlei Erinnerung daran, wie es mit ihm war. Ganz anders als meine Mutter. Als sie Sid kennenlernte, war sie auf einmal so glücklich, gleich von Anfang an. Eigentlich wollte sie damals nichts überstürzen, aber wir beide konnten ihm einfach nicht widerstehen und er uns zum Glück auch nicht. Meine Mom interessierte sich für sein Reiseunternehmen, und bald zog Sid bei uns ein. Ich schleppte mich irgendwie durch die Schule. Dabei gab es eine Menge Fächer, die mir Spaß machten, aber wie soll ich sagen – meine Mitschüler waren einfach nicht meine Kragenweite. Oder ich nicht ihre. Also ging ich jeden Morgen zur Schule, kam nachmittags zurück und wartete nur darauf, dass es endlich vorbei sei.

Darüber habe ich viel mit Sid gesprochen, der schon immer ein guter Zuhörer war. Ich glaube nur, er wollte sich nicht zu sehr in unser Leben einmischen. Er selbst hatte seine Highschool-Zeit geliebt. Rate mal, wo er gewesen ist! Richtig: Irving. Irgendwann also, das hat er mir später gestanden, konnte er nicht mehr zusehen, wie ich litt, während er eine Lösung wusste, die mich glücklich machen könnte. Meine Mutter war gleich Feuer und Flamme. In der ersten Woche meines Senior-Jahres kam ich eines Tages mit einem Kalender nach Hause, den ich in der Mittagspause gezeichnet hatte, mit einem Kästchen zum Abhaken für jeden Tag bis zu meinem Schulabschluss. Da wussten beide, dass etwas passieren musste, und Sid redete mit Mr. Buttersox und machte alles fest. Zu meinem Geburtstag im Oktober schenkten sie mir meine letzte Chance auf eine schöne Schulzeit – ich würde das letzte Semester meines Senior-Jahres an der Irving High School verbringen. Letztlich war es für uns alle eine gute Lösung – denn so konnten Sid und meine Mutter schon früher umziehen. Und ich selbst hatte nichts zu verlieren. Dachte ich.

Versteh mich nicht falsch, ich freute mich wirklich. Doch um nach Irving zu kommen, musste ich erst einmal meinen Weg durch den Flughafen finden und am Ziel durch ein weiteres Flughafen-gebäude laufen und mir ein Taxi suchen. Und wenn ich schließlich angekommen wäre, gäbe es sicher nicht allzu viele Orte, wo ich mich einigeln könnte. Aber erst einmal stieg ich aus, schnappte mir meinen riesigen Rucksack – alles andere war vorausgeschickt worden – und ging mit so tief wie möglich gesenktem Kopf durch die automatische Tür.

Am Flughafen war es rappelvoll. Ich hatte schon mobil eingechekkt und meine Bordkarte aufs Handy bekommen, und so konnte ich gleich zum Gate durchgehen, nach einem kurzen Zwischenstopp auf der Toilette, um mich kurz zu sammeln. Am Gate hatte das Boarding zum Glück schon begonnen. Noch eine Minute, dann säße ich im Flugzeug. Vermutlich hätte ich jemanden neben mir, aber das war schon okay. Zwar hasse ich diesen ersten geschockten Blick der Leute, den ich mittlerweile zur Genüge kenne, aber wenn sich jemand erst mal an meinen Anblick gewöhnt hat, geht es normalerweise ganz gut.

Ich sah Vanessa, noch bevor sie mich sah. Das erlebe ich selten genug. Ich weiß es deswegen so sicher, weil sie die Augen geschlossen hatte. Sie saß in der ersten Klasse, gleich links von mir, während ich selbst noch im Gang stand. Es gab einen kleinen Stau, weil vermutlich weiter hinten im Flieger jemand sich damit abmühte, sein Handgepäck in der Ablage zu verstauen. Sie fiel mir sofort auf, und zwar nicht aus all den Gründen, die später eine Rolle spielten, sondern genau aus dem Grund, dass sie nicht hochschaute. Ich meine, das macht doch eigentlich jeder – gucken, wer sonst so mitfliegt. Achten wir nicht heutzutage alle auf irgendetwas, was uns verdächtig erscheinen könnte? Doch Vanessa saß da mit geschlossenen Augen, die Stöpsel ihres iPods im Ohr. Erst danach fiel mir

alles andere auf – ihr langes blondes Haar (ein hübsches Blond, definitiv kein Albinoblond), das zu zwei Zöpfen geflochten war, an deren Enden grüne Haarbänder saßen. Soweit ich sehen konnte, waren auch die Ohrstöpsel grün und das Kabel, das von den zierlichen Ohren schräg über ihrem engen gelben Pullover bis zu ihrer Jeanstasche verlief. Ihr großer Rucksack stand zwischen ihren Füßen, ihren karamellfarbenen Wollmantel hatte sie hinter sich ausgebreitet, um sich daraufzusetzen.

Normalerweise achte ich sehr darauf, Leute nicht anzustarren, das ist eine meiner Lebensregeln. In Restaurants drehe ich mich nicht nach hinten, um zu sehen, welches Baby da so laut schreit, und niemals ruht mein Blick länger auf einem Einbeinigen auf Krücken oder einem Menschen mit einer Augenklappe. Erst ein paar Minuten vorher war auf dem Flughafen eine Frau mit leicht entstelltem Gesicht an mir vorbeigegangen. Waren das Verbrennungen? Stimmt irgendwas mit ihren Gesichtsmuskeln nicht? Ich sah, oder vielmehr: Ich spürte, wie alle um sie herum sie ansahen, um dahinterzukommen, was da nicht stimmte. Ich nicht. Ich schaute stur geradeaus und lief immer weiter. Es spielte keine Rolle, wie es dazu gekommen war; mein Leben würde sich kein bisschen ändern, wenn ich es wüsste, und ich selbst wusste nur zu gut, wie es war, so angestarrt zu werden.

Deshalb war ich so geschockt, als Vanessa auf einmal die Augen aufschlug und merkte, dass ich sie ansah. Sie verzog leicht den Mund, und ihre Augen weiteten sich, bevor ich mich zwingen konnte, auf den abgetretenen Teppichboden zu schauen. Im gleichen Moment spürte ich einen Stoß im Rücken, denn der Stau weiter vorn hatte sich aufgelöst, und schon war ich außer ihrer Sichtweite.

Bis ich auf meinem Platz saß, hielt ich meinen Blick gesenkt, erst dann schaute ich auf den dunkler werdenden Himmel hinaus. Wir rollten über die Startbahn, und die Flugzeugmotoren heulten auf.

»Alles in Ordnung mit dir?«, hörte ich hinter mir jemanden rufen. Die ersten Reisenden drehten den Kopf.

»Robert? Robert?«, schrie die Frau jetzt in Panik. »Du machst mir Angst!«

»Ist ein Arzt an Bord?«, rief eine andere Stimme. »Wir brauchen einen Arzt.«

Ich konzentrierte mich darauf, mich nicht umzudrehen. Ich wollte mein persönliches Anstarrverbot nicht zum zweiten Mal in weniger als zwanzig Minuten brechen. Inzwischen hatten sich alle anderen nach hinten umgedreht. Eigentlich war es viel interessanter, die Gesichter dieser Menschen anzusehen. Bestimmt ließe sich an ihnen das Geschehen hinten in der Maschine ablesen. Einige Leute waren bleich geworden, andere schienen fasziniert. Schon seltsam, wie manche sich vor Notfällen fürchten und andere sie spannend finden und versuchen, das Richtige zu tun. Allerdings ist mir diese Erkenntnis wohl erst später gekommen, nicht in dem Moment.

Es lief wirklich nicht gut. Ich will dich nicht mit den traurigen Einzelheiten langweilen, aber jedenfalls mussten Sanitäter den Mann aus dem Flugzeug holen. Ich erinnere mich noch, dass ich ein flaues Gefühl im Magen hatte, während wir darauf warteten. Notfälle waren noch nie mein Ding. Ich versuchte, wegzuhören, aber einzelne Satzketten bekam ich doch mit – Kopfschmerzen, schien sonst gesund, bewusstlos. Ich richtete den Blick auf den Vorhang zwischen der ersten und der zweiten Klasse, der schon für den Start zurückgezogen worden war, und da sah ich sie wieder. Ich erinnere mich, dass sie ganz allein in der ersten Klasse gesessen hatte; vielleicht fühlte sie sich einsam. Sie stand auf ihrer Seite des Vorhangs und schaute mit großen Augen in den hinteren Teil des Flugzeugs.

Durch all die Unruhe im Flugzeug fühlte ich mich freier als

sonst. Ausnahmsweise war nicht ich die Freakshow. Was hinter mir passierte, fanden meine Mitreisenden viel gruseliger als mich. Das Flugzeug kehrte zum Gate zurück. Wir waren nur wenige Meter weit gerollt, aber dieses erste Stück finde ich immer so eindrucksvoll, so als gäbe es kein Zurück mehr. Aber offensichtlich gibt es das manchmal doch.

Jetzt wollte ich nur noch raus. Ich habe eine gewisse Neigung zu Klaustrophobie. Was merkwürdig ist, weil ich ja nirgendwo lieber bin als in kleinen Räumen, die anderen Blicken verschlossen sind – aber nur, wenn ich sie mir selbst aussuchen kann. Ich fühle mich nicht gern als Geisel, und genauso ging es mir in dem Moment. Ich dachte, wir würden gleich wieder starten, doch inzwischen hatte es angefangen zu schneien, und wir wurden alle aufgefordert auszustiegen. In Chicago war es noch nicht so schlimm, doch entlang der Ostküste, so sagte man uns, seien bereits etliche Flughäfen geschlossen. Also blieb mir nichts anderes übrig, als mich wieder einmal aus der Deckung zu wagen, auszusteigen und im Terminal zu warten.

Ich fand einen Platz in einer Ecke mit Blick auf eine Wand und vergrub mich in einen Comic, den ich in die vordere Tasche meines Rucksacks gestopft hatte. Kurz kam mir der Gedanke, ich könne ein Taxi nehmen und noch eine letzte Nacht in unserem Haus verbringen, doch dann fiel mir das Wetter ein und die Tatsache, dass das Haus vom nächsten Tag an nicht mehr meiner Familie gehörte. Mir wurde klar, dass ich von diesem Moment an buchstäblich keinen Ort mehr hatte, an dem ich mich verkriechen konnte – zumindest für den Moment war ich heimatlos.



Duncan saß eine Minute lang still da und wartete, doch anscheinend hatte Tim aufgehört zu sprechen. Duncan sah sich um. Fast war er erschrocken, als ihm wieder klar wurde, wo er war. Inzwischen hatte der Lärm vom Flur nachgelassen, doch Duncan beschloss, erst einmal nicht weiter zu hören, sondern zu seinen Freunden zu gehen. Er nahm die CD heraus, legte sie in die Hülle zurück und warf einen raschen Blick auf die nächste. Zögernd schob er sie in den Schlitz, wollte aber nur kurz Reinhören.

3 TIM

Das Universum aus den Fugen

Man kann nur schwer den Gedanken wegschieben, was gewesen wäre, wenn die Dinge anders gelaufen wären. Wenn das Flugzeug pünktlich gestartet wäre. Oder wenn ich meinen Platz am Gate nicht für ein paar Minuten verlassen hätte. Doch ich hatte das dringende Bedürfnis, mich kurz unsichtbar zu machen, und so wuchtete ich meinen schweren Rucksack auf meinen Platz und ging mit gesenktem Kopf durch die dichte Menge in der Halle zu den Toiletten. Selbst da war es voller als sonst, und ich war froh, dass die letzte Kabine, die für Rollstuhlfahrer, noch frei war. Ich schloss die Tür hinter mir und setzte mich auf den Klodeckel, atmete ein paar Mal tief durch und versuchte nicht daran zu denken, dass vor der Tür eine Menschengeschlange wartete. Als ich mich besser fühlte, wusch ich mir die Hände und ging eilig hinaus.

Wenn man bedenkt, wie oft ich mit gesenktem Kopf herumlaufe, dann ist es im Grunde erstaunlich, dass es mir nicht viel öfter passiert, aber normalerweise geht alles gut. Doch dieses Mal war ich kaum wieder in der Halle, als ich plötzlich spürte, wie jemand Zierliches, aber zugleich Kräftiges von links gegen mich prallte. Im nächsten Moment lief mir irgendeine kalte Flüssigkeit mit Eisstückchen über den Hals und mein Hemd. Ein Teil muss auch den Hinterkopf erwischt haben. Mein Problem war nicht, dass mich jemand anrempelte oder bekleckerte, sondern dass ich nun mit einem

Fremden sprechen musste, der mich nach dem ersten Schrecken näher ansehen und sich fragen würde: Was stimmt nicht mit dem Typen?

»Sorry, sorry, sorry«, sagte das Mädchen, aber ich sah ihr sofort an, dass es ihr gar nicht leidtat. In Wirklichkeit war sie sauer. Dass ich meistens mit hängendem Kopf herumlaufe und auf den Boden schaue, hat meine übrigen Sinne eindeutig geschärft. So habe ich unter anderem gelernt, dass der Tonfall einem viel mehr über die Gedanken eines Menschen verrät als das, was er sagt.

»Schon gut«, sagte ich, den Blick immer noch in den Teil der Halle gerichtet, in den ich zurückwollte. Ich konnte meinen Platz sehen – jedenfalls dachte ich, es sei meiner –, doch da saß jetzt jemand anderes. Nie hätte ich meinen Rucksack da stehen lassen dürfen.

»Komm, ich helf dir«, sagte sie und stellte sich mit einer Handvoll zerknitterter Papierservietten vor mich hin. Sie zog sich die Stöpsel aus den Ohren, etwas Grünes blitzte vor mir auf, dann erkannte ich die Zöpfe und den gelben Pulli. Sie war es.

»Schon okay, wirklich«, wehrte ich ab und wich ihrem Blick aus.

»Du bist voll mit Cola light«, sagte sie, »das wird gleich furchtbar klebrig.«

»Kann Cola *light* überhaupt klebrig werden?«, fragte ich. »Da ist doch kein Zucker drin.«

Sie sah mich entnervt an und hielt mir die Servietten hin. Ich nahm eine und wischte mir halbherzig über Hals und Hemd.

»Danke«, sagte ich, »aber ich muss zurück. Ich glaube, jemand hat meinen Rucksack weggeräumt, als ich auf der Toilette war.«

»Du hast ihn einfach da stehen lassen?«, fragte sie. Ich drehte mich zu ihr um. Inzwischen musste sie bemerkt haben, dass ich nicht normal aussah, also musste ich mir auch keine Mühe mehr geben, damit sie möglichst wenig von mir sah.

»Ja, es ist so voll hier, und ich wollte meinen Platz nicht verlieren«, erklärte ich.

»Aber wir sind hier am Flughafen«, sagte sie. »Man kann hier nichts einfach rumstehen lassen! Irgendwer sieht es und hält es für eine Bombe.«

»Oje, darauf wäre ich gar nicht gekommen«, sagte ich. Fast hätte ich sie gefragt, wieso sie dann beim Boarding die Augen geschlossen hatte, wenn sie sich so für Sicherheit an Flughäfen interessierte, doch ich ließ es lieber bleiben.

In dem Moment begann eine Lautsprecherdurchsage, und wir drehten uns beide um und schlugen den Weg zum Gate ein. Ich ging zu meinem Platz, auf dem jetzt ein alter Mann saß, sie steuerte direkt aufs Gate zu. Ich nickte ihr noch kurz zu, als unsere Wege sich trennten.

»Als Sie sich hier hingesetzt haben«, fragte ich den alten Mann, »stand da noch ein Rucksack auf dem Platz?« Er hatte strähnige weiße Haare und musste mindestens achtzig sein.

»Pssst!«, machte er und legte einen Finger auf die Lippen. Mit der anderen Hand zeigte er auf meinen Rucksack, der an einer Wand lehnte. Dann zeigte er auf eine Flughafenangestellte mit einem Mikro in der Hand. »Sie will uns was sagen.«

Was die Dame uns zu sagen hatte, war: Alle Flüge waren gestrichen. Jeder einzelne. Nach der kurzen Erleichterung darüber, dass mein Rucksack noch da war, machte sich Panik in mir breit. Eine ganze Nacht ohne irgendeinen Rückzugsort, eine ganze Nacht in einer riesigen Menschenmenge ohne das kleinste Versteck, das war ein Albtraumszenario, auf das ich noch gar nicht gekommen war. Wieso hatte ich mir diese Reise bloß zugetraut? Jetzt zeigten sich Schwierigkeiten, mit denen ich allein nicht klarkam. Ich tat, was jeder an meiner Stelle getan hätte, ich rief meine Mutter an.

Sie nahm nicht ab, also sprach ich auf die Mailbox. Ich berichtete

von den Wetterproblemen und bat sie, für mich ein Zimmer im Flughafenhotel zu buchen, das zufällig bei ihrem Reiseunternehmen unter Vertrag stand. Ich bezweifelte, dass ich allein ein Zimmer bekäme. Nebenbei erzählte ich ihr noch, dass ich ihr die versprochenen CDs mit den Geräuschen aus Haus und Nachbarschaft geschickt hatte. Am letzten Nachmittag war es mir sogar noch gelungen, das Kreischen eines Vogels, der uns jahrelang zum Wahnsinn getrieben hatte, aufzunehmen, darauf war ich besonders stolz.

Ich wusste, dass es in Italien sieben Stunden später war, es musste bei ihnen jetzt etwa Mitternacht sein. Also bekam sie meine Nachricht entweder noch heute, vielleicht aber auch erst morgen.

Als Nächstes rief ich im Hotel an. Alles ausgebucht. Wie ich es mir gedacht hatte.

Ich legte auf und schloss die Augen. Als ich sie wieder öffnete, sah ich auf der gegenüberliegenden Seite der Wartehalle wieder dieses Mädchen. Wie schon im Flugzeug hatte sie ihren Wollmantel unter und hinter sich ausgebreitet. Vielleicht war er ja ihre Waffe gegen den Schmutz und die Keime auf so einem Flughafen. Sie hörte auch jetzt wieder Musik auf ihrem iPod, doch dieses Mal hatte sie die Augen offen. Ohne lange darüber nachzudenken, ließ ich zu, dass unsere Blicke sich trafen. Sie lächelte flüchtig – extrem kurz, würde ich sagen – und schaute dann aus dem Fenster. Gleich darauf vibrierte mein Handy.

»Hey, Mom«, sagte ich. »Oder sollte ich besser *ciao* sagen?«